



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Otto Eduard: Die Römer in der Dobrudscha und das Denkmal von
Adamklissi

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Römer in der Dobrudscha und das Denkmal von Adamklissi



Die Altertumswissenschaft arbeitet in unsrer Zeit unter einem glücklichen Stern. Wer ihr den Vorwurf machen wollte, daß sie ihre wichtigste Aufgabe in der immer erneuten Durchsiebung längst bekannnten und verarbeiteten Stoffes suche, den müßten die Entdeckungen, die in den letzten Jahren die stille Welt der Altertumsfreunde bewegt haben, eines bessern belehren. Denn abgesehen von der Zeit der Renaissance im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert würde sich wohl kaum ein Zeitalter finden, das der Erkenntnis des Lebens der Griechen und Römer so reichen neuen Stoff zugeführt hätte, wie das unsrige. Der Wieder auffindung der Schrift des Aristoteles vom „Staate der Athener“ sind die Mimiamben des Herondas gefolgt, und fast täglich erweitert die Veröffentlichung ägyptischer Papyrusrollen aus den Schätzen der Londoner, Wiener, Berliner Sammlungen oder neugefundner Inschriften unser Wissen über das Leben und Treiben in den griechischen Städten und über Einzelheiten der römischen Staatsverwaltung. Den epochemachenden Ausgrabungen Schliemanns auf der Stätte des alten Troja, in Tiryns und Mykenä folgten großartige Entdeckungen auf den Ruinenfeldern der kleinasiatischen Landschaften und Afrikas; und ganz neuerdings wird auch auf deutschem Boden die ehemalige Grenzregulirung und Grenzbefestigung zwischen Römern und freien Germanen, der sogenannte obergermanisch-rhätische Limes vom Rhein zur Donau mit seinen Erdwällen, Grenzmarkirungen und Kastellen einer genauen Untersuchung unterzogen, die, wie der neueste von Hettner in Trier im Jahrbuch der deutschen archäologischen Gesellschaft erstattete Jahresbericht zeigt, in das Verfahren der Römer, Grenzen abzustecken, zu kennzeichnen und zu befestigen, sicherlich mit der Zeit klaren Einblick verschaffen wird.

Es ist erfreulich, zu sehen, wie alle diese Entdeckungen und Wiederherstellungsversuche einer schönen Verbindung der Wissenschaften verdankt werden; hier stehen der Philologe, der Historiker und der Archäologe den Vertretern der sogenannten exakten Wissenschaften nicht feindlich gegenüber, sie haben längst mit dem Geographen, dem Naturforscher, dem Architekten, dem Ingenieur und dem Kenner

der Kriegswissenschaften ein fruchtbares Bündnis geschlossen, fruchtbar aber auch für die Methode jeder einzelnen Wissenschaft, die von der andern Anregung und neue Gesichtspunkte erhält. Erfreulich ist es ferner, zu sehen, welch ein großer Teil der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Altertumswissenschaft gerade von deutschen Gelehrten geleistet worden ist. Andererseits ist aber gerade die Altertumsforschung eine Brücke, die fast alle Kulturvölker der Welt zu friedlichem Wettstreit verbindet: Italiener, Franzosen, Engländer stehen zur Zeit den deutschen Altertumsforschern kaum nach. Eine ganz besondere Freude aber ist es, auch in Österreich, und zwar besonders an der Universität Wien, einen Mittelpunkt der Altertumsforschung erwachsen zu sehen, der dem in Berlin ebenbürtig zur Seite tritt. Daß dem so ist, darüber kann niemand in Zweifel sein, der 1893 die Philologenversammlung in der österreichischen Kaiserstadt mit offenem Auge besucht hat. Wien ist schon durch seine Lage auf altem römischem Kulturboden, an der Pforte der ehemals illyrischen Landschaften — von der mittlern Donau bis zum Schwarzen Meer —, die mehrere Jahrhunderte der römischen Kaiserzeit als Hauptbehälter der militärischen und der staatsmännischen Kraft gegolten haben, dazu bestimmt, ein Ausgangspunkt der Forschung über die römische Vergangenheit der Donau- und Balkanländer zu werden. Seit einem Menschenalter werden dort die Archäologen und Epigraphiker, sowie die zahlreichen Architekten, die sich für die Baugeschichte und Rekonstruktion antiker Denkmäler interessieren, geschult an den Ausgrabungen des nur wenige Meilen von Wien stromabwärts gelegnen großen Lagers Carnuntum bei Deutsch-Altenburg und der unweit davon gelegnen Zivilstadt (Petronell). Für die planmäßige Förderung der Ausgrabungen und für die Ordnung und Erhaltung der ausgegrabnen Gegenstände besteht seit 1886 ein besondrer „Carnuntumverein,“ dessen Organisation Theodor Mommsen für musterhaft erklärt hat.

Aber das Interesse für solche Arbeiten ist in den letzten Jahrzehnten von Wien auch donauabwärts gedrungen, und zwar nicht nur nach Ungarn und Siebenbürgen, wo der Ungar Karl Torma und der Siebenbürger Sachse Karl Goos die thätigsten Forscher sind, sondern auch über die Donau südwärts in die neuen österreichischen Provinzen Bosnien und die Herzegowina. Dem österreichischen Soldaten und Ingenieur folgten österreichische Gelehrte, allen voran Wilhelm Tomaschek, auf dem Fuße und richteten überall die ethnographische, die topographisch-archäologische und die historische Forschung ein. Selbst in Dalmatien und Kroatien giebt es längst eine ernsthaft wissenschaftliche Lokalforschung, die mit Wien in fortwährendem, fruchtbringendem Austausch steht. Ihren litterarischen Mittelpunkt finden alle diese Bemühungen in den 1887 von Conze ins Leben gerufenen „Archäologisch-epigraphischen Mitteilungen aus Österreich,“ die von Otto Benndorf und Otto Hirschfeld fortgesetzt wurden und gegenwärtig unter der Leitung Benndorfs und Eugen Vormanns stehen. Auch

die Nachbarstaaten können sich diesem Wetteifer nicht entziehen: in Rumänien ist die Seele der Altertumsforschung der Senator Gregor Tocilescu, seit 1881 Direktor des reichhaltigen Bukarester Museums. Seiner Thätigkeit und Anregung verdankt die Altertumswissenschaft ihre neueste großartige Bereicherung, die Erforschung des Denkmals von Adamklissi.

Was ist Adamklissi, und wo liegt es? Das Wort ist türkischen Ursprungs, bedeutet „Menschenkirche“ und bezeichnet einen ehemals mit menschlichen Reliefbildern geschmückten riesigen Steinturm und ein darnach benanntes elendes Dorf in der jetzt rumänischen Dobrudscha. Es lohnt, zunächst den Standort des Denkmals genauer zu betrachten, ehe wir es selbst besprechen. Ich thue beides im Anschluß an einen von der deutschen Wissenschaft bisher noch wenig beachteten Vortrag, den Tocilescu am 8. Juli 1892 in der Académie des Inscriptions et belles lettres de Paris gehalten und mir auf meine Bitte freundlichst zur Verfügung gestellt hat, ferner im Anschluß an die ersten Auszüge einer technisch vollendeten und vornehm ausgestatteten Publikation des Denkmals, die von Tocilescu in Gemeinschaft mit Otto Benndorf und George Niemann in Wien herausgegeben wird. *)

Wo die untere Donau, dem Schwarzen Meere schon auf etwa 60 Kilometer nahe, durch das niedrige Bergland der Dobrudscha gezwungen wird, nach Norden umzubiegen, erstreckt sich, vom Strome durch unbedeutende Hügelketten getrennt, ein Thal südostwärts zum Meere, in dem sich die Bahn von Tschernavoda nach der befestigten Hafenstadt Küstendsche, dem antiken Konstantia (Tomi), hinzieht. Wenige Stunden südlich von dieser Bahnlinie kommt man in ein wenig gegliedertes Hügelland von 150 bis 180 Metern über dem Meere. Der Boden besteht aus Tura, über den sich Lössschichten ausbreiten. „In monotoner Abfolge wechseln wellenförmig gedehnte Erdrücken und sanft ausgeflachte Thalmulden, in deren Tiefen zuweilen Gestein ansteht. Ist die leichtgewölbte Höhe eines solchen Bergrückens erstiegen, so breitet sich in fahlen Tönen eine leise bewegte, endlose Fläche aus, in der kein Baum, kein Haus, kein Fels aufragt, nur eine große Zahl niedriger Tumuli auffällt, die sich wie Maulwurfshügel einer Wiese ausnehmen. Nirgends erglänzt ein Wasser Spiegel, kein Grün verrät den Lauf eines befruchtenden Baches. Verdorrtes, blumenloses Gras, von einer ungewöhnlich großen Heuschreckenart, einer Unzahl Ratten und Eidechsen belebt, wogt weithin auf dem trocknen Lehmboden, und im Kontrast mit diesem Anblick steigert sich die Bläue des Himmels, der bei Sonnenauf- und -Untergang die wunderbarsten Farbenspiele bietet. Man glaubt sich in völliger Einöde. Erst bei schärferm Sehen gewahrt man hie und da ein bestelltes Feld, eine zerstreut weidende Herde, staunt über eine Telegraphenleitung, auf deren Stützen mächtige Geier hocken, und bemerkt an

*) Das Werk wird demnächst bei Hölber in Wien erscheinen.

der Staubwolke eines im Fluge dahinrollenden Bauerngefährts, daß Menschen im Lande verkehren. Aber der Weg läuft stundenweit, ehe er auf ein Dorf führt. Die Wohnungen liegen versteckt in den Thälern, wo Wasser aufzugraben war, wo sich die herrschenden Winde brechen, die auf den grenzenlos breiten Landstraßen hohe Staubmassen aufwirbeln zur Qual aller atmenden Wesen. In jenen Bodenensenkungen, die die Niederschläge länger zurückhalten und zuweilen Sumpfstellen haben, gedeiht die einzige Vegetation der Landschaft, spärliches Buschwerk, aus dem Falken und paarweise schwärmende Elstern auf-fliegen, dann und wann ein Obstbaum oder eine schattenspendende Linde. Dicht um solche Wohlthäter gruppieren sich dann die Wohnsitze, und mit einigen Duzend Hausständen zählen sie schon zu den stattlichen Ortschaften. Höhlen-artig, halb in den Boden eingegrabne Hütten mit flachen Erddächern und geflochtenen Schornsteinen dienen den ärmsten Insassen. Glücklichere wohnen in Lehmhäuschen, die sich durch Schilfdächer auszeichnen und in schmucklosen Holzhallen gegen Süden öffnen. Hochaufgerichtete Getreideschober, offene Tennen, Reifighürden für das Vieh und seltsame Korbgehäuse für die Maisfrucht bilden das primitive Anwesen größerer Gehöfte, die nach antiker Weise von Wall und Graben umfriedet sind. Ein neuerbautes ebenerdiges Steinhaus, das aus zwei Klassenzimmern der rumänischen Volksschule besteht, wirkt wie der Palast des Orts. Eine Kirche oder Moschee fehlt. Die Heiligtümer der Gemeinden, zu denen alles wallfahrtet, sind die Gemeindebrunnen, die mit großem Auf-wande schachtförmig in ungewöhnliche Tiefen gebohrt sind; einen Begriff von ihrer Tiefe geben die Schöpfseile, die die Länge von Ankertauen haben und durch kreisende Zugtiere um unförmlich rohe, knarrende Holzgerüste aufgewunden werden. Sonstige öffentliche Vorsorge ist unbekannt. Umherliegende Tier-gerippe und verwesendes Nas vollenden einen Eindruck, der sich für den An-kommenden durch das Geheul grimmig zufahrender wolfartiger Hunde nicht freundlicher gestaltet. Seit den Tristien des Ovid scheint sich in diesen Zu-ständen, denen der Stempel säkularer Notstände aufgedrückt ist, keine Entwick-lung vollzogen zu haben. Schon der Bestand der Bevölkerung an sich, das bunte Rassengemisch von Tataren, Türken, Griechen, Zigeunern, Bulgaren und siebenbürgischen Walachen, das die Geschichte wie Völkerkehricht auf diesem Boden zusammengefeigt hat, giebt ein Bild stationären Elends im Wechsel der Schicksale.“

In dieser Gegend also, fünfzehn Kilometer südlich von Raffova, dem Scheitelpunkte des Donauknies, liegt das Dorf Adamklissi, ausgezeichnet vor vielen feinesgleichen durch den Besitz einer lebendigen Quelle, die von dem höher gelegnen Dorfe als ein dünner Wasserfaden in das Thal von Urluja hinabrinnt. Etwas nördlich davon auf kahler Anhöhe, 150 Meter über dem Meere, steht das Denkmal. Auf den ersten Anblick ist davon nichts übrig als ein kolossaler, aus massivem Gußwerk hergestellter Rundturm von 27 Meter

Durchmesser und noch 18 Meter Höhe. Aber auch so beherrscht er meilenweit das Land, von jedem Punkte aus sichtbar, an die wunderbare Allgegenwart Sankt Peters in der römischen Campagna erinnernd. Kommt man näher, so bemerkt man die Reste eines gewaltigen Stufenunterbaues und reichlich umherliegende Werkstücke einer frühern Steinumkleidung des Fußwerkes und Reste des architektonischen und bildnerischen Schmucks. Ehe wir aber an der Hand George Riemanns daran gehen, das Denkmal vor unserm geistigen Auge in seiner ursprünglichen Erhabenheit wieder auferstehen zu lassen, werfen wir einen Blick auf seine interessante Erforschungsgeschichte.

An der Spitze aller derer, die dabei zu nennen sind, steht kein geringerer als Helmuth von Moltke. Seit 1836 in der Türkei, war er im folgenden Jahre mit dem preußischen Ingenieurhauptmann Heinrich von Mühlbach und den zum großen Generalstab kommandirten Hauptleuten Friedrich Leopold Fischer und Karl Freiherrn von Vincke-Olbendorf von Friedrich Wilhelm III. beauftragt worden, im Dienste Sultan Mahmuds II. Reformen des türkischen Militärwesens einzuleiten. Ihre Mission führte die vier preußischen Offiziere zunächst, im Herbst 1837, von Konstantinopel an die untere Donau, wo sie in Begleitung Said Paschas die Befestigung der Donaulinie prüfen und zugleich über einen damals vielbesprochenen Plan, die Donau von Tschernavoda unmittelbar ins Meer zu leiten, eine Ansicht gewinnen sollten. Am 23. Oktober 1837 ritten sie von Rassova über Adamklissi nach Mahmudkoi, am 24. Oktober zu den Karassuseen im Thale von Tschernavoda-Küstendtsche. Moltke und Fischer ritten dann donauabwärts über Hirsowa nach Küstendtsche, während Vincke und Mühlbach, der damals zuerst in Küstendtsche das antike Tomi erkannte und durch Inschriften nachwies, von jenem Thale ein Nivellement aufnahmen, das die großen der Donauableitung entgegenstehenden Schwierigkeiten zeigte. Damals — am 2. November 1837 — schrieb Moltke aus Barna in einem Briefe, der dann in sein Buch „Über Zustände und Begebenheiten in der Türkei“ — nach Benndorf „ein goldnes Orientbrevier“ — aufgenommen wurde, folgendes: „Auch nach der Donau zu, dritthalb Stunden von Rassova, fanden wir eine merkwürdige Ruine; die Türken nennen sie Adamklissi oder die Adamskirche. Es ist eine kuppelartig gewölbte solide Steinmasse, welche früher mit Reliefs und Säulen bekleidet gewesen, deren Trümmer jetzt weit umher zerstreut liegen. Zwei verschiedene Versuche sind gemacht worden, in den Kern dieser harten Ruß zu dringen — von türkischen Beamten, die Schätze darin vermuteten —, aber beide vergeblich; eine Art Stollen war mit unsäglichlicher Mühe bis unter das Fundament gedrungen, ohne etwas zu finden. Die Ruine zeigt nämlich nach außen jetzt nur jene bekannte Mischung von rohen Steinen mit mindestens ebenso viel jetzt steinhartem Kalle; aber mitten in dieser Masse steckt ein Kern aus mächtig behauenen Steinen. Wahrscheinlich ist das Ganze das Grabmal eines römischen Feldherrn.“ Moltke war also der erste,

der den römischen Ursprung des Denkmals erkannte, eine Erkenntnis, die später wieder getrübt wurde. Der Bonner Arzt und Naturforscher Wutzer, der das Denkmal 1856 sah, erklärte es für ein persisches Bauwerk, der Franzose Michel 1862 wieder für ein Grabmal, das aber zugleich militärischen Verteidigungszwecken gedient habe. Eine neue Periode für die Erforschung des Denkmals brach an, als die Dobrudscha 1878 an das Königreich Rumänien überging. Doch kamen die ersten rumänischen Gelehrten, die sich damit beschäftigten, über abenteuerliche Hypothesen nicht hinaus, und erst dem unermüdlischen Eifer Tocilescus, der 1881 die Verwaltung des Bukarester Museums übernahm, blieb die Lösung des Rätsels vorbehalten. Er verstand es, das Interesse König Karls I. für das Bauwerk zu erwecken und ausgiebige Hilfe bei der rumänischen Regierung zu erlangen. In fünf Ausgrabungscampagnen von 1882 bis 1890, zu denen Soldaten kommandiert waren, wurde das ganze Bauwerk ringsum von der über die untern Schichten angeflognen Humusdecke befreit; gleichzeitig wurden durch eine sorgfältige Durchforschung der nähern und weitem Umgegend die noch vorhandenen Teile des architektonischen und künstlerischen Schmuckes wiedergewonnen: sie lagen teils verschüttet um den Betonturm herum, teils waren sie als Grabsteine, Brunnendeckel, Wasserbehälter u. dergl. in die umliegenden Ortschaften verschleppt worden, eine der Metopen wurde auch von einem Gehilfen Tocilescus im Museum zu Konstantinopel entdeckt, wohin sie 1875 gebracht worden war. Vor allem wichtig aber war die Auf- findung der Bauinschrift, deren erste fünfzeilige Hälfte mit absoluter Sicherheit so zu ergänzen ist: Marti ultori | imperatoris Caesaris Divi | Nervae filius Nerva | Traianus Augustus Germanicus | Dacicus pontifex maximus.

Also der Kaiser Trajan, dessen Gestalt noch heute unter dem rumänischen Volke als die des größten und besten Regenten lebt, den das Land je befehlen hat, hat dieses Bauwerk nach Beendigung des Dakerkriegs (102 bis 107 n. Chr.) zum Dank für die endliche Niederwerfung des gefährlichen Feindes und für die glücklich vollbrachte Eroberung des Dakerlandes (Rumänien und Siebenbürgen) dem „rächenden Mars“ geweiht. Dadurch ist es ohne weiteres als ein Siegesdenkmal gekennzeichnet. Es rückt dadurch in eine Reihe mit dem gleichfalls noch teilweise erhaltenen thorsförmigen Siegesdenkmal, das Augustus im Jahre 6 v. Chr. nach Niederwerfung der Alpenvölker unweit Nizza (La Turbia) errichtete, und mit den von der Erde verschwundenen des Drusus an der Elbe und des Germanicus an der Weser. Geweiht wurde das Denkmal, wie aus der Titulatur Trajans auf der Bauinschrift hervorzugehen scheint, im Jahre 109 und zwar, nach einer ansprechenden Vermutung Benndorfs, am 1. August, dem Weih- und Festtage des Marstempels in Rom. Das Riesenswerk war also, da der Dakerkrieg erst 107 mit der Zerstörung der Hauptstadt Sarmizegethusa (Ruinen in Siebenbürgen bei Bărbel) beendet worden war, in dem kurzen Zeitraume von zwei Jahren geschaffen worden. Das setzt einen

thatkräftigen Baumeister voraus, wobei man an den Griechen Apollodor, den Schöpfer der vielbewunderten steinernen Donaubrücke bei Turn Severin und des herrlichen Trajansforums in Rom, gedacht hat, es setzt aber auch tausende von fleißigen Händen, die Mitwirkung eines ganzen Geniecorps voraus, zumal da in diesen Jahren, wie wir sehen werden, auch noch andre großartige Anlagen in der Dobrudscha geschaffen wurden. Auffällig bleibt der Standort des Denkmals, da sich doch die Hauptthaten des dakischen Kriegs viel weiter westlich, in Siebenbürgen, abgepielt haben. Doch ist die Geschichte des Dakerkriegs bei dem Mangel jeder schriftlichen Überlieferung — wir waren bis jetzt lediglich auf die Reliefs der Trajanssäule in Rom angewiesen — so dunkel, daß wir gar nicht wissen können, ob nicht auch wichtige Kämpfe in der Dobrudscha stattgefunden haben, wenn nicht mit den Dakern selbst, so doch mit ihren nördlichen Bundesgenossen. Oder wurden vielleicht Reste des unglücklichen Volks nach dem Kriege in der Dobrudscha angesiedelt? Vor allem aber darf man nicht vergessen, daß diese Landschaft eine der wichtigsten Einbruchsstellen der nordischen Barbaren war: hier sollte ihnen von weithin leuchtender Höhe das stolze Siegesdenkmal entgegenstrahlen als eine eindringliche Warnung vor dem Kampfe mit den furchtbaren Waffen der Römer.

Wir wenden uns nun zur Geschichte des Bauwerks und zu einer Charakteristik seiner wichtigern Teile. Das Steinmaterial dazu war an Ort und Stelle nicht zu haben. Man hat aber zwei Stunden von Adamklissi entfernt, im Thale von Gnidsche, die Steinbrüche aufgefunden, aus denen die braven Soldaten die ungeheuern Kalksteinblöcke herbeigeschafft haben. Es bleibt der Phantasie überlassen, sich das geschäftige Treiben auszumalen, das sich damals auf den Wink des mächtigen Kaisers in dieser stillen Steppenlandschaft entfaltete. Das Hauptstück des Baues aber war keineswegs der riesige Turm, der davon übrig geblieben ist, sondern das Siegeszeichen, dem dieser Turm als Basis diente, das eigentliche Tropäum. Es ist eine uralte Vorstellung, daß die Seele des erschlagenen Feindes die Möglichkeit sich zu rächen verliert, wenn man den Körper verstümmelt, vor allem aber, wenn man ihn der Waffen beraubt. „An sichtbarer Stelle des Schlachtfeldes wird aus Steinen ein Hügel zusammengetragen, ein Pfahl auf ihm errichtet, über eine Querstange die erbeutete Rüstung des Toten, Hemd oder Panzer aufgehängt, Schwert, Schild und Lanze wie im Leben daran befestigt, der Helm dem Pfahlende übergestülpt als Krönung. Wie eine Vogelscheuche im Saatsfelde, wie ein Galgen auf der Nichtstätte soll dieser Kriegerschemen Schrecken verbreiten und zugleich den siegverleihenden Gott ehren, dem man die Gefangnen vor dem Tropäum zum Opfer abschlachtet. Das Motiv solcher Siegeszeichen, die auch der Feind heilig hielt und nur die Zeit zerstörte, hat die Kunst dann in dauernde Denkmale von Stein oder Erz übertragen, in mannichfachen Zeitformen gesteigert und weiter gebildet, seltener in griechischer, um so häufiger in römischer Zeit,

und aus römischer Sitte griff es die Renaissance auf, um es im Dach- und Thorschmuck bis auf die Gegenwart zu vererben. Monumental im höchsten Sinne verwendete es die Architektur der römischen Kaiserzeit, die so oft Wirkungen von schauerlicher Größe erstrebt, mit Vorliebe da, wo sie auf Barbaren zu wirken hatte.“*) So auch in Adamkissi. Doch erforderte es einerseits die Sicherheit des eigentlichen Tropäums, andererseits die geringe vertikale Gliederung der Gegend, daß man für das Tropäum erst einen kolossalen Unterbau schuf, auf dem es, weithin die Landschaft beherrschend und den Feinden unerreichbar, thronen konnte. Dieser Unterbau ist der erhaltene Turm. Er bestand, von unten nach oben betrachtet, aus folgenden Teilen. Über dem Boden erhebt sich zunächst ein kreisrunder, aus sieben peripherischen Stufen gebildeter Unterbau, fast dritthalb Meter hoch, an der untersten Stufe etwa 39 Meter im Durchmesser. Durch ihn wird eine Plattform hergestellt, die im Durchmesser über 34 Meter hat. Auf der Plattform erhebt sich ein kreisrunder, aus Beton geformter Cylinder, der zunächst $7\frac{1}{2}$ Meter senkrecht, dann noch etwa 6 Meter kegelförmig verläuft. Der senkrecht über der Plattform aufsteigende Betonzylinder (7,5 Meter) war umkleidet mit einem Mantel aus 59 Centimeter (2 römische Fuß) hohen, 1,18 Meter langen und 68 Centimeter dicken Kalksteinquadern, die Quader waren durch Klammern mit einander verbunden. Sechs Schichten, also 3,5 Meter hoch, ist der Mantel ganz glatt, dann aber folgt ein 60 Centimeter hohes Friesband, das oben und unten mit Perlstäben verziert ist, und dessen Hauptfläche mit einer in kreisrunden Windungen dahinlaufenden Ranke, einer edeln Weiterbildung des Mäanders, gefüllt ist; im innersten Punkte jeder Kreiswindung befindet sich ein Wolfskopf mit halbgeöffnetem Rachen. Der Wolf ist als Ornament gewählt, weil er dem Mars heilig ist; das Modell zu den Wolfsköpfen hat aber sicherlich der wilde Hund geliefert, der sich noch jetzt dort massenhaft herumtreibt. Auf dem Rankenfries standen regelmäßig abwechselnd Pfeiler und Metopen mit figürlichen Darstellungen. Von den Metopen — es waren im ganzen 54 — stellten 26 einen großen Kampf des Fußvolks dar, 8 eine Reiterschlacht, 6 die Vorbeiführung der Gefangenen vor dem Kaiser, 6 eine Ansprache Trajans an sein Heer, 6 ein Opfer des siegreichen Heeres vor Trajan, außerdem war noch auf 2 Metopen Trajan selbst dargestellt, einmal einen Daker niederwerfend, das andermal, wie er das Denkmal dem Mars weihet. Die künstlerische Arbeit dieser Reliefs vergleicht man unwillkürlich mit dem Reliefsbande der Trajanssäule in Rom. Im Vergleich zu diesem sind die Metopen von Adamkissi roh. Der große Unterschied trotz der gleichen Entstehungszeit erklärt sich einfach aus dem Unterschiede der arbeitenden Steinmetzen: in Rom stand eine Schar geschulter Künstler zur Verfügung, in Adamkissi sind die Bildhauerarbeiten wohl vorzugsweise von Soldaten ge-

*) Otto Benndorf in einem kürzlich gehaltenen Vortrage zur Feier des fünfundsingzigjährigen Bestehens der anthropologischen Gesellschaft in Wien.

fertigt worden. Über den Pfeilern und Metopen erhob sich ein 65 Centimeter hoher als Fries behandelter Architrav. Auf diesem wieder ruhte ein Sims von 67 Centimetern Höhe und einer Ausladung von 36 Centimetern. Er bereitete in seiner wuchtigen Ausführung auf den Zinnenkranz vor, der den cylindrischen Teil des Aufbaues abschloß. Über dem Gesims erhob sich eine fast meterhohe Brustwehr, über die in Abständen von 1,3 Meter etwa 40 Zinnen emporragten. Jede dieser Zinnen zeigte die fast lebensgroße Reliefdarstellung eines an einen Baum gebundenen Dakers, ebenfalls in roher, aber interessant realistischer Arbeit.

Hinter der Brustwehr begann das Dach, das den Betontegel deckte, etwa 6 Meter hoch, kegelförmig emporzusteigen. Es bestand aus schuppenförmig übereinandergreifenden Steinplatten, die mit Klammern verbunden waren. Über dem Dach erhob sich, aus der Mitte des Betoncyinders emporsteigend, ein 4 Meter hoher sechseckiger, mit Eckpfeilern verzierter Aufbau; auf zwei Feldern des ihn umgebenden sechsseitigen Mantels war die schon erwähnte Bau- und Weihinschrift in großen, weithin sichtbaren Buchstaben eingemeißelt. Diesen sechseckigen Aufbau krönte außer dem Sims ein fast meterhoher Waffenfries, die Basis für das Tropäum selbst. Von diesem hat Niemann genügende Bruchstücke gefunden, um es mit Sicherheit rekonstruieren zu können. Es war ein Steinkoloz von etwa 12 Meter Höhe. Den Baumstamm, an dem die Waffen aufgehängt waren, bildeten vier aufeinandergestellte ovale Trommeln von je 2 Meter Durchmesser, darauf erhob sich, aus zwei Blöcken gearbeitet, der Panzer, dessen Reliefdarstellungen u. a. Trajan zeigten, wie er die Daker niederreitet, am obern Teil des Panzers waren nach vorn und hinten je ein Paar riesenhafte Schilde, unter dem Panzer am Baumstamm ebenso viel Weinschienen befestigt, das Ganze krönte ein Helm, der leider nicht aufgefunden worden ist. Das Ganze, der zinnengekrönte Steinturm, überragt von dem altarähnlichen sechsseitigen Aufbau, auf dem das kolossale Siegeszeichen ruhte, hatte eine Höhe von 33 bis 34 Meter, also die doppelte Höhe eines dreistöckigen Hauses.

Zu seinen Füßen sah das kolossale Denkmal jahrhundertlang ein gewisses römisch-griechisches Kulturleben erblühen, das wenigstens eine Zeit lang dieser jetzt so stillen Einöde etwas mehr Leben verliehen haben muß. Außer andern Städten in der Dobrudscha entstand auch am südwestlichen Abhange der Höhe, auf der das Siegesdenkmal thront, an dem Bäcklein, das von dem heutigen Adamliffi ins Thal von Arluja niederrinnt, eine kleine Römerstadt, die von dem Siegesdenkmal den stolzen Namen Tropäum Trajani annahm. Die erste Kenntnis von dieser Stadt kam durch den vortrefflichen Reisebericht des Hauptmanns Freiherrn von Wincke*) zu uns. Darin heißt es nach einer Besprechung

*) „Das Karassuthal zwischen der Donau unterhalb Raffova und dem Schwarzen Meere

des Denkmals von Adamklissi, die ungefähr zu demselben Ergebnis kommt wie Moltke: „Eine kleine halbe Stunde südwestlich von jenem Denkmal des Altertums finden sich in einem Thale bei Vereinigung mehrerer Schluchten die Ruinen einer alten Stadt, von der noch der Grund der Stadtmauer ringsum deutlich zu erkennen ist. Auf der Südostseite steht noch ein Teil der Mauern mit einigen Bogen, aber auch hier nur aus roher Mauermaße bestehend, von der alle behauenen Steine losgetrennt sind.“ Doch fehlt in dem Berichte jede Vermutung über den Ursprung und den Namen der Stadt. Auch hier gelang es den Bemühungen Tocilescus, Klarheit zu schaffen. Er fand bei seinen Nachgrabungen auf dem Bezirke der alten Stadt eine im Jahre 115 abgefaßte Inschrift, auf der die Einwohner Trajanenes Tropaeenses genannt werden; der Ort war also damals noch kein Municipium mit Stadtrecht, sondern ein Flecken (vicus), der seinen Namen von dem nahen Siegesdenkmal entlehnt hatte. Aber auf zwei andern Inschriften aus dem dritten Jahrhundert heißt der Ort municipium Tropaeum, er hatte also unterdes Stadtrecht erhalten. Endlich hat Tocilescu 1893 noch eine vierte Inschrift ausgegraben, aus der hervorgeht, daß die Stadt während der Schrecknisse der Gotenkriege von den Barbaren zerstört, aber von den beiden Gardepräfekten Petronius Amianus und Julius Julianus unter der gemeinsamen Regierung Konstantins und des Licinius, also zwischen 316 und 324 n. Chr., „um den Grenzschutz zu befestigen“ (ad confirmandam limitis tutelam) wiederaufgebaut worden ist. Die Grenze des römischen Reichs, die in diesen Gegenden eine Zeit lang — unter Hadrian — bis zum Pruth und Dnjestr vorgeschoben war, war also wieder auf ihre ursprüngliche Linie, den Donaulauf, zurückgegangen. Dem Grenzschutz in der Dobrudscha dienten seit Trajan — denn die Anlage des Siegesdenkmals und des Orts Tropaeum setzen die militärische Sicherung dieser Gegenden vor den Barbaren voraus — höchst interessante Sperrlinien, die von Tschernavoda an der Donau so nach der Meeresküste von Küstendtsche laufen, daß sie das Thal und die Karassuseen als eine natürliche Verteidigungslinie vor sich haben. Diese Sperrlinien bestanden aus einem etwa drei Meter hohen Erdwall und einem etwas niedrigeren Steinwall, die sich merkwürdigerweise in der Mitte des Terrains kreuzen, wohl ein Beweis dafür, daß sie zu verschiedenen Zeiten angelegt worden sind. Ein von beiden südlich gezogener niedriger Erdwall mit einem nach Süden zu vorliegenden Graben ist wohl kaum als ein Verteidigungsmittel, sondern als der eigentliche Grenzgraben aufzufassen. Einen solchen niedrigen Grenzgraben hat man ja auch jetzt längs des ganzen obergermanisch-rhätischen Limes entdeckt, er läuft allerdings meist vor den Befestigungslinien her, stellenweise aber auch hinter ihnen.*)

bei Küstendtsche“ in den Monatsberichten über die Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin am 8. Februar 1840.

*) Pettners Bericht im Jahrbuch der deutschen archäologischen Gesellschaft.

Wie stark die militärische Stellung Roms in der Dobrudscha seit dem Dakerkriege Trajans war, geht am klarsten aus der Anzahl der Standlager hervor, die man auf der 60 Kilometer langen Strecke von Tschernavoda nach Küstendtsche entdeckt und ausgemessen hat. Es liegen nämlich hinter dem höhern Erdwall in Zwischenräumen von je einem Kilometer 26 größere und 23 kleinere, hinter dem Steinwall 26 Standlager, also im ganzen 75 Lager. Man muß damit vergleichen, daß der ganze obergermanisch-rhätische Limes von Rheinbröhl bis zur Donau nur 77 Kastelle und beispielsweise auf der 237 Kilometer langen Strecke vom Rhein um den Taunus herum bis zum Main nur 31, also auf 60 Kilometer durchschnittlich nur 7 oder 8 Kastelle, den zehnten Teil der für diese Strecke in der Dobrudscha gebauten, hatte: seit Trajan war eben der militärische Schwerpunkt des Römerreichs vom Rhein an die untere Donau verlegt worden.

Aber weder die Sperrlinien und Kastelle, noch die unter Konstantin wieder aufgebauten Städte des Grenzbezirks vermochten auf die Dauer die wildflutenden Völkerwellen der jugendfrischen Germanen von den römischen Provinzen abzuhalten, in denen schon seit Jahrhunderten kaum noch eine römische Faust die Pflugschar oder das Schwert führte; nachdem die „entnernten Enkel des Romulus“ den Ackerbau und den Kriegsdienst und schließlich auch die Verwaltung des Staats aus der Hand gegeben hatten, war der Untergang der römischen Herrschaft und ihrer Kultur besiegelt, auch wenn die sogenannte „große Völkerwanderung“ diesen Auflösungsprozeß nicht beschleunigt hätte. Wie oft werden im letzten Drittel des vierten Jahrhunderts die trogigen Scharen der Goten und dann im fünften Jahrhundert andre Barbarenhaufen hohnlachend an dem stolzen Denkmal des Trajan vorüber nach Mösien und Thrazien ins Herz des Ostreichs gezogen sein! Und doch ist es nicht wahrscheinlich, daß Menschenhand den Steinkoloß von seiner unnahbaren Höhe stürzte und den wie für die Ewigkeit gefügten Steinmantel des Turmes zerriß. Er muß bis in die Türkenzeit hinein seinen Reliefschmuck gehabt haben, wie die türkische Benennung „Menschentirche“ beweist. Vielleicht hat einmal ein Erdbeben das Zerstörungswerk begonnen. Es war ein Glück für die Trümmer, daß die Dobrudscha nach der Römerzeit nie wieder eine städtische Kultur oder auch nur die Kultur von Steinbauten erlebte, sonst wären die wertvollen Architekturstücke und Relieftplatten längst in Häuser und andre Bauwerke vermauert worden. So ließen sich von den 54 Metopen 50 wieder zusammenbringen, und auch von der übrigen Steinbekleidung des Denkmals wurden so große Teile wieder gesammelt, daß in der Rekonstruktion Niemanns nirgends die Phantasie eine Rolle zu spielen braucht, sondern alles auf streng wissenschaftlicher Messung, Berechnung und Ergänzung beruht. So ist diese Rekonstruktion nicht nur wegen ihres schönen Ergebnisses, sondern auch methodisch eine Musterleistung zu nennen. Schon jetzt steht ein Gipsmodell davon in der Akademie

der bildenden Künste in Wien; alle einzelnen Glieder des Baues wird das große Werk, das bei Hölzer in Wien erscheint, den Altertumsfreunden vorführen. Außerdem geht, wie Tocilescu berichtet, die rumänische Regierung damit um, womöglich das ganze Denkmal in Bukarest in seiner ursprünglichen Schönheit wieder aufzubauen. Möge auch dieses Unternehmen gelingen und als ein Zeichen dafür gelten, welchen Segen ein aufstrebendes Volk aus der treuen Bewahrung seiner geschichtlichen Erinnerungen und Vermächtnisse ziehen kann.

Meißen

Otto Eduard Schmidt



Aus der Geschichte der deutschen Studentensprache



er sich um die Geschichte der deutschen Sprache bemüht, weiß, wie wichtig für die Entwicklung und das wechselnde Bild der Gemeinsprache allezeit die Sondersprachen gewisser Lebenskreise gewesen sind. Zu einem guten Teil besteht ja die Geschichte der Gemeinsprache eben darin, daß Fachausdrücke bestimmter Arbeitsgebiete, Wendungen und Redensarten einzelner Berufs- und Gesellschaftsschichten Gemeingut der nationalen Sprache geworden sind. Welch reiches Sprachgut verdanken wir der materiellen wie der geistigen Kultur des mittelalterlichen Klerus, namentlich der Klöster! Die Blütezeit des Rittertums, die religiöse Gedankenwelt der Mystiker, die goldenen Tage des städtischen Handwerks zu Ausgange des Mittelalters umglänzen für den Kenner der Sprachgeschichte noch manchen heute verblassten Begriff, der bei ihnen entsprungen und bei ihnen allein eine Zeit lang heimisch gewesen ist. Biblische Worte und Wendungen sind Eigentum der Gemeinsprache geworden in dem Maße, wie die Reformation ihre Kreise immer weiter zog, und neben ihnen leben bis auf unsre Tage, gleichfalls Kinder jenes religiös erregten Zeitalters, Reste eines Glaubens an den leibhaftigen Satanas und an tausend andre Teufel in der Sprache fort. Es entstand eine Juristensprache, eine Soldatensprache und andre Berufssprachen, und aus allen sickerte es in die Gemeinsprache herüber.

Zu den jüngsten Erscheinungen dieser Art gehört die Studentensprache. Nicht als ob sie selbst durchaus ein junges Gebilde wäre; aber ihre Einwirkung auf die gemeine Sprache wird nicht viel älter als 150 Jahre sein. Erst Günthers Lieder, Zachariaes Renommist, Bürgers Gedichte, die Szene in Auerbachs Keller haben studentische Lebensart und Denkweise auch dort bekannt gemacht, wo sie nicht zu Hause war; und um dieselbe Zeit, wo die ersten